

Interdisziplinarität und "Einheit der Psychologie" - ein Widerspruch?

Christian G. Allesch

Zusammenfassung: In seiner Schrift *Die Krise der Psychologie* beklagte Karl Bühler 1927 das Auseinanderdriften der Psychologie in unterschiedliche Strömungen und stellte dem die Forderung nach Wiederherstellung der Einheit der Psychologie gegenüber. Im Laufe des 20. Jahrhunderts sind aber nicht nur schon damals bestehende paradigmatische Diskrepanzen offen geblieben. Vielmehr wurde immer wieder die Befürchtung geäußert, dass angesichts wachsender interdisziplinärer Verflechtungen einzelner Forschungsansätze die "Kontur" des Faches Psychologie als eines einheitlichen, klar abgrenzbaren Forschungsfeldes zunehmend verschwimmen könnte. Der nachfolgende Beitrag stellt die Entwicklung dieser Thematik in den traditionellen Reden Zur Lage der Psychologie bei den Kongressen der DGPs dar und wirft die Frage auf, wieweit die Bewahrung einer "Einheit der Psychologie" im Sinne einer institutionell abgeschotteten Disziplin überhaupt noch wünschenswert erscheint.

Abstract: In his essay *Die Krise der Psychologie* (1927) Karl Bühler complained about the diversification of psychology in different paradigms and reacted to it by claiming the restoration of the unity of psychology. However, in the course of the 20th century the paradigmatic differences persisted and, furthermore, it was repeatedly apprehended that the contour of the discipline "psychology" as a uniform and clearly defined domain of research could fade away with respect to the growing interdisciplinary involvement of particular approaches in psychological research. The following paper outlines the development of this topic within the traditional presidential speeches On the Situation of Psychology at the Congresses of the German Society of Psychology. It finally puts the question whether the preserving of a "unity of psychology" in the sense of an institutionally separated discipline is still a desirable goal.

„Mehr als irgend ein anderes Gebiet der Philosophie sieht sich die Psychologie im Wendepunkt des 19. Jahrhunderts in einer umstrittenen Lage (...) Da gibt es manche, die sie ganz aus der Philosophie ausscheiden möchten, um sie der Naturwissenschaft anzugliedern; andere,

die umgekehrt in ihr die spezifische ‚Geisteswissenschaft‘ sehen, in der sie die Philosophie selbst aufgehen lassen wollen (...) Den einen gilt die Psychologie als eine positive Einzelwissenschaft, die (...) ihren Platz außerhalb der Philosophie hat, die anderen möchten die alte Zugehörigkeit zu dieser nicht missen, da die Tatsachen des unmittelbaren seelischen Erlebens mit den Problemen, die wir der Erkenntnistheorie, Ethik, Religionsphilosophie und anderen anerkannt philosophischen Gebieten zuweisen, auf das engste zusammenhängen“ (Wundt, 1904, S.1f.).

So beginnt Wilhelm Wundt, der wohl bedeutendste Repräsentant der akademischen Psychologie dieser Zeit, seine Schilderung der Lage der Psychologie im Jahr 1904. Die Frage nach der Interdisziplinarität der Psychologie und nach dem Zusammenhang zwischen dieser Interdisziplinarität der Psychologie und ihrer Identität als Disziplin stellte sich also schon am Beginn des 20. Jahrhunderts in aller Eindringlichkeit. Wundt charakterisiert dabei diese „umstrittene Lage“ zwar durch den Widerstreit einer „naturwissenschaftlichen“ und einer „geisteswissenschaftlichen“ Partei, weist aber auch auf eine „vermittelnde Richtung“ hin, die

„den fördernden Einfluß naturwissenschaftlicher Methoden und die Notwendigkeit einer Allianz mit der Biologie und Physiologie zur Lösung der Probleme des Lebens anerkennt, dabei aber doch die Eigenart der psychologischen Arbeit gegenüber diesen naturwissenschaftlichen Nachbar- und Hilfsdisziplinen zu wahren sucht“ (1904, S.1).

Im „Kampf zwischen der Philosophie und den Einzelwissenschaften“, den Wundt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entbrannt sah, käme daher gerade einer in diesem Sinne verstandenen Psychologie „nicht zum wenigsten die Rolle der friedensstiftenden Vermittlerin zu“ (ebd., S. 51).

Die „Einheit der Psychologie“, wie sie Karl Bühler ein knappes Vierteljahrhundert später als zentrales Desiderat und gleichsam als verlorenes Paradies der Psychologie formulieren sollte, ist für Wundt in dieser Schrift erstaunlicherweise eigentlich gar kein Thema; im Gegenteil: Gerade mit der Entwicklung der experimentellen Psychologie auf der einen, der Völkerpsychologie auf der anderen Seite, von Wundt ausdrücklich als „die beiden Errungenschaften der neuen Psychologie“ apostrophiert und von ihren Vorläuferkonzepten abgegrenzt (1904,

S. 48), hat die Psychologie ihr identitätsstiftendes Forschungsprogramm entwickelt, nämlich

„die Erkenntnis des geistigen Lebens in der Gesamtheit seiner Entwicklungen von den dunklen Regungen der Einzelseele in den Anfängen ihres Werdens an durch die Stufenfolge der individuellen Bewußteinszustände bis hinauf zu den höchsten geistigen Leistungen in Gemeinschaft und Geschichte“ (ebd., S. 50).

Wundt selbst lässt auch keinen Zweifel daran, dass gerade „der Kontakt mit jenen positiven Wissenschaften“ im Felde der sich rasant entwickelnden Naturwissenschaften „die für die Ausbildung der neueren Psychologie entscheidende Einwirkung“ war (ebd., S. 51). Er sieht die Psychologie des 20. Jahrhunderts geradezu als Produkt einer derartigen interdisziplinären Beziehung, wenn er darauf verweist, dass einerseits die Naturwissenschaften „durch die Eigenart ihrer Probleme zu psychologischen Betrachtungen gedrängt wurden“, aber andererseits gerade dadurch „selbst hinwiederum der Psychologie hilfreich waren“ (ebd.). Er betont aber doch viel stärker die Abgrenzungsprobleme „der“ Psychologie nach außen als die damit verbundenen divergenten Entwicklungen innerhalb der Psychologie. Aus seiner Darstellung spricht die Überzeugung, dass die Entwicklung der Psychologie von ihrer klaren Abgrenzung von den Nachbardisziplinen bei gleichzeitiger Wahrung ihrer interdisziplinären Bezüge, auch im eigenen Interesse, gekennzeichnet sein müsse. Die „Einheit der Psychologie“ ist für Wundt eine geradezu zwangsläufige Entwicklung, die sich aus der Ausdifferenzierung der naturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen einerseits und aus der psychophysischen Natur des Menschen andererseits ergibt.

Ganz anders stellt sich die Lage der Psychologie in der etwa ein Vierteljahrhundert später erschienenen Schrift „Die Krise der Psychologie“ Karl Bühlers dar. „Soviele Psychologien nebeneinander wie heute, so viele Ansätze auf eigene Faust sind wohl noch nie gleichzeitig beisammen gewesen“, schreibt er in den einleitenden Sätzen dieser Schrift. Ein „rasch erworbener und noch unbewältigter Reichtum neuer Gedanken, neuer Ansätze und Forschungsmöglichkeiten“ habe einen „krisenartigen Zustand der Psychologie“ heraufbeschworen, von der Bühler aber meint, sie sei „keine Zerfalls-, sondern eine *Aufbau*krise, ein *embarras de richesse*, wie er das Ausholen zu einem umfassenden Gemeinschaftswerke begleiten kann“. Nach dem „Zerfall des Hegelschen Systems“ sei

die Psychologie in eine „nüchterne, erfahrungsnahe, naturwissenschaftliche Phase“ eingetreten und habe begonnen, „ihre eigene Axiomatik und ihre eigene Methode zu entwickeln“ (Bühler 2000, S. 19).

Entgegen den Annahmen Wundts reagierte die Psychologie aber nicht als Einheit auf diese neuen Herausforderungen. Sie internalisierte gewissermaßen die Frontstellungen, die sich aus dem Umbruch der Forschungslandschaft ergaben, und aus der Krise der Wissenschaften, in der die Psychologie sich nach Meinung Wundts (1904, 51) als „friedensstiftende Vermittlerin“ bewähren hätte sollen, wurde eine veritable „Krise der Psychologie“, in der die Rolle des Intuitiven gegen die der akribischen, empirischen Beweisführung, das Experiment gegen die Hermeneutik, der „geniale Entdeckerblick“ gegen den „Kleinkram einer strengen Induktion“ (Bühler 2000, S. 30) ausgespielt wurde. In seiner „Krise der Psychologie“ versucht Bühler den Nachweis, dass diese Krise letztlich durch die einseitige Weiterentwicklung einzelner Aspekte des Gegenstandsbereiches der Psychologie und einer an diesen Aspekten orientierten wissenschaftlichen Sprache entstanden sei. Seine Bemühungen liefen daher darauf hinaus, einen gewissen „Komment“, wie er schreibt (2000, S. 47), ein „Reglement für diese Auseinandersetzungen“ zu schaffen, indem er die Streitparteien zu verpflichten trachtete, „die entscheidenden Bemühungen auf die Klärung der drei Verhältnisse, die zwischen *Erlebnis*, *Benennen* und *Leistung* bestehen“, zu verpflichten.

„Raum für alle hat das große Haus der Psychologie“, schrieb Karl Bühler 1927 an einer entscheidenden Stelle seiner Schrift (2000, S. 167). Die Verwirrung des Diskurses um Gegenstand und Methoden der Psychologie entspringt seiner Meinung nach eher der Verweigerung des Dialogs als einer Unvereinbarkeit der Standpunkte. Dass in einer sich diversifizierenden Disziplin, den neuen Herausforderungen entsprechend, gleichsam unterschiedliche regionale Dialekte auftauchen, ist nicht das Problem. Zur Krise im pejorativen Sinn des Wortes, nämlich einer Bedrohung des klaren Blicks auf die Tatsachen, wird diese kritische Situation nur, wenn man beginnt, über die richtige Sprache statt über die richtige Übersetzung zu streiten. Bühlers Vorschlag zur Lösung der Krise zielt daher folgerichtig auf die Entwicklung einer wissenschaftlichen Semantik ab, die es ermöglicht, die Tatsachenbeobachtungen, Konstrukte und Hypothesen des jeweils anderen aspekthaften Zugangs in die eigene Modellkonstruktion zu übersetzen (siehe dazu Allesch, 1999).

Auf diesem Wege hat die Psychologie meines Erachtens beschränkte, aber sicher noch nicht restlos befriedigende Fortschritte gemacht, und gerade dabei kommt der Begegnung mit anderen Disziplinen und mit deren Sprache und Begriffssystem eine „kritische“, dh. im wörtlichen Sinne entscheidende Rolle zu. Neue, aus anderen Disziplinen übernommene Begriffe und Modellaspekte können dabei eine Brückenfunktion übernehmen, dh. behilflich sein, auch genuin psychologische Fragestellungen neu zu formulieren. Dies trifft etwa in hohem Maße für die Kybernetik zu. Sie können aber auch zu Hindernissen für die „Einheit der Psychologie“ werden, wenn sich ein Teil der *scientific community*, aus welchen Gründen auch immer, weigert, das neue Vokabular in den eigenen Sprachschatz zu integrieren.

Vor diesem Hintergrund ist die Frage zu stellen, wie denn die Psychologie im 20. Jahrhundert mit ihren interdisziplinären Bezügen umgegangen ist. Was die äußeren Anregungen angeht, so ist darauf zu verweisen, dass die Krise der Psychologie durch die Art und Weise, wie sich die Psychologie in den 30er Jahren wieder stärker „geisteswissenschaftlichen“ Denkweisen annäherte, wohl eher verschärft wurde. Gerd Lüer hat in seinem Referat zur Eröffnung des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1990 sehr treffend hervorgehoben, dass die noch 1929 von William Stern durchaus positiv hervorgehobene Ergänzung der experimentellen Psychologie durch beobachtende, völkerkundliche und kulturwissenschaftliche Methoden insbesondere durch den Einfluss der Leipziger Ganzheitspsychologie insofern eine neue Qualität erhalten hat, als sie sich zunehmend als eine „neue, diesmal von geisteswissenschaftlichen Inhalten und Methoden stark durchtränkte Psychologie“ im Sinne einer „neuen Lehre“ geriert habe (Lüer 1991, S. 4f.; Hervorhebung im Original). Damit wurde im Grunde auch die Grundlage für den Methodenstreit nach dem Zweiten Weltkrieg und damit, wenn man so will, für die nächste Krise der Psychologie gelegt.

Es steht für mich auch außer Zweifel, dass die sogenannte „kognitive Wende“, die gelegentlich immer noch als psychologieinterner Paradigmenwechsel missverstanden wird, einen entscheidenden Beleg für die Wichtigkeit und Wirksamkeit interdisziplinärer Anregungen darstellt. Schon der Behaviorismus hatte sich ja nicht unbedingt als eine Verhaltenspsychologie verstanden, die sich brav mit der Rolle eines Bühlerschen „Aspekts“ begnügte, sondern als eine Verhaltenswissenschaft

jenseits der Grenzen überkommener Fachzuständigkeiten. Noch wesentlich stärker ist das, was man heute etwas vereinnahmend als „kognitive Psychologie“ bezeichnet, eigentlich von Anfang an der Versuch einer fachübergreifenden Kognitionswissenschaft gewesen, was etwa Howard Gardner in seinem Buch „Dem Denken auf der Spur“ (1989) recht treffend dargestellt hat. Auf dem legendären Hixon-Symposium hatte man jedenfalls sicher andere Absichten, als eine „neue Psychologie“ zu begründen.

Es ist daher auch einleuchtend, dass gerade dann, wenn Entwicklungsschübe in besonders verwandten Nachbardisziplinen auftreten, dies auch in der Psychologie als „kritisches“ Ereignis wahrgenommen wird. Wann immer dies geschieht, so lautet eine meiner Thesen, so hat dies zur Folge, dass die Gefährdung der Identität der Disziplin wieder weniger in internen paradigmatischen Unterschieden gesehen wird als vielmehr im interdisziplinären „Ausfransen“ der Psychologie in andere Wissenschaftsbereiche. Es gibt also so etwas wie eine innere Entwicklung der „Krise der Psychologie“ im 20. Jahrhundert, einen Wandel ihres Identitätsproblems in dem Sinne, dass es - bei Wundt - zunächst als Abgrenzungsproblem gegenüber bzw. zwischen den auseinanderdriftenden Wissenschaftsfeldern der Geistes- und Naturwissenschaften gesehen wurde, dann - in der Zeit bis zum Erscheinen von Böhlers Krise der Psychologie - zunehmend als Problem der internen Struktur ihres Gegenstandsbereiches, und das schließlich, etwa ab den 60er Jahren, wieder stärker zu einem Problem der Abgrenzung gegen über anderen Disziplinen wurde, die, wie etwa die Kybernetik, die Neurobiologie oder die Informatik, ganz ungeniert im ureigensten Revier der Psychologie wilderten. Ich habe auf die früheren Teile dieser Entwicklung bereits hingewiesen und möchte nun zur Untermauerung des zweiten Teils dieser These die Reden der Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Psychologie zur Lage der Psychologie auf den Kongressen dieser Gesellschaft in ihrem historischen Ablauf verfolgen.

Die erste Rede dieser Art hat bekanntlich Carl Friedrich Graumann 1970 beim Kongress in Kiel gehalten, und in dieser Rede geht er in seinen Reflexionen zum Begriff der Wissenschaft Psychologie explizit von „Zweifeln“ aus, „die führende Vertreter unseres eigenen Faches an der Einheit der Wissenschaft Psychologie geäußert und damit zur Diskussion gestellt haben“ (Graumann 1973, S. 21). Wenn sie es sei, so fährt

er fort, so müsste auch „ihre Geschichte, im Prinzip, eine Kumulation von Erkenntnissen und eine Progression von aufeinander aufbauenden, sich ständig verbessernden Theorien sein“. Dies sei aber nicht der Fall. Im Gegenteil: „Versuche, die Psychologie nach einem eigenen Gegenstandsbereich oder nach einer eigenen Methodik zu definieren, sind“, wie Graumann unter Berufung auf Theo Herrmann (1970) feststellt, „nicht nur faktisch fehlgeschlagen; sie müssen es“. Graumann verweist in diesem Zusammenhang auch auf die damals aktuelle Kontroverse zwischen Hans Thomae & Hubert Feger einerseits und Klaus Foppa andererseits, die er durch die Frage auf den Punkt bringt, ob „Psychologie, wie es Thomae & Feger (1969, S. 159) formuliert haben, ein ‚pluralistisches System‘, eine ‚Mehrzahl von durchaus gleichwertigen, aber teils sehr unterschiedlichen Versuchen zur adäquaten Erfassung menschlichen Verhaltens und Erlebens‘ sei oder ob „diese Konzeption, wie Foppa (1970, 39) dagegenhält, ‚mit dem Status einer Erfahrungswissenschaft auf die Dauer unvereinbar‘“ sei oder ob vielmehr gar Holzkamp (1970) Recht hätte, der „selbst im Pluralismus noch eine Verdeckung einer für ihn einheitlichen, aber bürgerlicher Ideologie entstammenden Konzeption der Psychologie zu sehen in der Lage“ sei. Für Graumann (1972, S. 22) zieht die Vielfalt der konkreten Modelle und der damit verbundene „Verzicht auf die große Theorie“ fast zwangsläufig die Frage nach einer „zumindest vorübergehenden Absage an die einheitliche Konzeption der Wissenschaft Psychologie“ nach sich.

Im Übrigen sieht Graumann die Tendenz zur Grenzüberschreitung keineswegs als einen speziellen Zug der neueren Psychologie an. Wie eh und je holt sich die Psychologie Konstrukte und Modelle aus den Nachbardisziplinen. Allerdings seien es nun nicht mehr die Physik und die Physiologie, sondern Wissenschaften wie Informationstheorie, Kybernetik, Systemtheorie, Spieltheorie usw.

1972 bestätigte Theo Herrmann (1973, S. 13), dass es in der Tat keine Möglichkeit gebe,

„die Psychologie als Wissenschaft mit Hilfe der Bestimmung eines ihr ganz allein zukommenden Gegenstandsbereichs und/oder durch die Bestimmung einer ihr ganz allein zukommenden Methodik so zu bestimmen, dass alle Psychologen und möglichst noch alle Nichtpsychologen dieser Bestimmung beipflichten“.

Man solle daher die Fragen danach, wie Psychologie zu definieren sei, ob Psychologie überhaupt möglich sei und ähnliches mehr, tunlichst unterlassen. Die Thematik der Interdisziplinarität wird von Herrmann vor allem im Hinblick auf berufliche Qualifikation angesprochen: Psychologische Berufsarbeit sei, so Herrmann, „gerade dann wirkungsvoll und fruchtbar, wenn sie in interdisziplinärer Kooperation erfolgt“ (1973, S. 5). Daraus folgt für Herrmann allerdings auch die Verpflichtung zu einer „qualifizierten Spezialisierung“, die jener der Kooperationspartner entspricht.

1974 meinte Kurt Pawlik in Salzburg, auf Bühler Bezug nehmend, die „Einheit der Psychologie“ im Angesicht der Krise, in der er diese sah, sei „so nicht mehr greifbar“ (1975, S. 3f.). Er schließt damit an die Einschätzung seiner Vorgänger an, dass es eine über die „gewachsene Konvention und Zweckmäßigkeit“ hinausgehende „eindeutige Abgrenzung des Gegenstands der Psychologie nach Inhalt und Methode gegenüber unseren Nachbarwissenschaften - zumindest zurzeit - nicht gibt“ (1975, S. 28).

Hubert Feger meinte 1976 in Regensburg, die Einheit der Psychologie sei überhaupt „kein Wert an sich“ (1977, S. 2). Die Frage nach der Einheit der Psychologie sei primär eine Frage nach der Kohärenz ihrer theoretischen Konstruktionen, und über die diesbezüglichen Fortschritte könnte „wohl nur eine sorgfältige psychologisch-historische Studie Auskunft geben“ (1977, S. 3). Die Frage der Interdisziplinarität wird dabei von Feger in einem längeren Exkurs zu den Beziehungen zwischen Psychologie und Ingenieurwissenschaften angesprochen, aber nicht als generelle Fachintention diskutiert.

Martin Irle, der 1978 in Mannheim zur Lage der Psychologie sprach, bekannte sich zwar gleich einleitend „zu denjenigen, die nicht akzeptieren wollen, dass diese psychologische Wissenschaft allein und nur einer Profession, einem Berufsstand, dem der Psychologen, zur Verwertung anheim zu fallen habe“ (1979, S. 2), ging aber in weiterer Folge nicht auf die Frage der Interdisziplinarität ein. In seiner Rede stand vielmehr eine innerdisziplinäre Frage im Vordergrund, nämlich die von Irle befürchtete Gefahr einer Dominanz der klinischen Anwendungen und die dadurch zu erwartende Einengung der Breite der psychologischen Forschung und Anwendung.

Erwin Roth bezeichnete 1980 in seinem ansonsten eher pessimistischen Bericht die zunehmende Verbindung der Psychologie mit anderen Wissenschaften ausdrücklich als das „ermutigendste Anzeichen für die Entwicklung unserer Wissenschaft“ (1981, S. 12). Explizit nennt Roth in diesem Zusammenhang „die erregenden Entdeckungen über Zusammenhänge zwischen Hirnprozessen und psychologischen Phänomenen“ und die daraus resultierende „Begründung einer neuen psychologischen Disziplin der Neuropsychologie“, die evolutionsbiologische Betrachtung psychischer Phänomene und „die Reflexion der Ziele, die sich Menschen in ihrem Handeln setzen“ in ihrem Bezug zu normenwissenschaftlichen Ansätzen in der Philosophie (ebd., S. 13).

Heinz Heckhausen (1983) beschäftigte sich dagegen in seiner Rede in Mainz 1982 ausschließlich mit Fragen der innerfachlichen Produktivität und der Situation der universitären Psychologie am „Ende der Expansionsepoche“. Auch in der folgenden, 1984 von Hans-Joachim Kornadt in Wien gehaltenen Rede, klingt dieses Thema vordergründig an. Im Unterschied zu Heckhausen spricht Kornadt allerdings sehr wohl den Widerspruch zwischen der stärkeren fachspezifischen Orientierung und der Interdisziplinarität des Faches an: Von wenigen Gebieten wie Teilen der Medizin und „neuerdings der Linguistik“ abgesehen, seien die Auseinandersetzung mit vielen Nachbardisziplinen und der Kontakt zu deren Fachgesellschaften zu schwach, und in Studium und Lehre blieben die Psychologen mehr und mehr unter sich, sodass „eine zunehmende Tendenz zur Isolierung der Psychologie und der Psychologen“ zu befürchten sei (Kornadt 1985, S. 5). Dies sei vor dem Hintergrund der Professionalisierung zwar verständlich, aber, so Kornadt:

„Engt es nicht doch den Horizont zu sehr ein? Muss es nicht den Psychologen zunehmend schwer werden, Fragen und interessante Anregungen aus anderen Fächern zu verstehen und umgekehrt sich deren Vertretern verständlich zu machen?“.

Kornadt zieht aus seiner Analyse den Schluss, die Psychologie müsse sich „vor jeder Einseitigkeit hüten“ und sich mehr „mit dem Ergebnis der Nachbarfächer befassen, z.B. den biologischen Wissenschaften auf der einen Seite und den Kulturwissenschaften, etwa der Anthropologie, auf der anderen Seite“ (ebd., S. 10).

Sehr ausführlich ging Franz E. Weinert 1986 beim 35. Kongress der DGPs in Heidelberg auf die Entwicklung der interdisziplinären Beziehungen des Fachs Psychologie ein: Er sieht in der Psychologie einerseits „zentripetale“ Kräfte wirksam, durch die „ganz unterschiedliche Phänomene und Themenbereiche in der wissenschaftlichen Analyse theoretisch vereinheitlicht oder wenigstens verbunden werden“, ortet aber andererseits auch wachsende „zentrifugale Kräfte“, die psychologische Forschungsschwerpunkte „weg von der eigenen Disziplin und hin zu anderen Fachrichtungen führen“ (Weinert 1987, S. 6). Weinert schreibt dies dem Umstand zu, „dass viele neue wissenschaftliche Entwicklungen und prosperierende Forschungsfelder gerade an den Grenzzonen zwischen verschiedenen Disziplinen entstanden sind“. In manchen Fällen gehe es dabei auch „nicht mehr um die ebenso beliebte wie folgenlose akademische Forderung nach interdisziplinärer Forschung“, vielmehr sei „die themenzentrierte Forschungsarbeit selbst aus ihrer eigenen Entwicklung heraus interdisziplinär geworden“ und habe dabei „traditionelle Fachgrenzen überwunden oder niedergerissen“. Weinert verweist dabei insbesondere auf die „außerordentliche Expansion der kognitiven Psychologie“ und den damit verbundenen, wachsenden „Austausch zwischen Informatik, Computertechnologie, kognitiver Psychologie, Linguistik, Neurologie und Philosophie“, der inzwischen, so Weinert, „eine so große Intensität erreicht, dass die Zugehörigkeit dieser Arbeitsrichtungen zu den sogenannten Kognitionswissenschaften allmählich wichtiger wird als ihre Herkunft aus den jeweiligen Bezugsdisziplinen“. Eine ähnliche Entwicklung vollziehe sich, so Weinert (ebd., S. 7), in den Neurowissenschaften, wo „spezifische Fragestellungen der herkömmlichen physiologischen Psychologie“ seit einigen Jahren „durch übergreifende neurowissenschaftliche Perspektiven ergänzt oder sogar ersetzt würden“, und in den Kommunikationswissenschaften, wo eine ähnliche Entwicklung im Gange sei, aber gerade der Beitrag der Psychologie, die dazu entscheidende Anstöße geliefert hätte, speziell im deutschsprachigen Bereich zu wünschen übrig ließe: Weinert erwähnt in diesem Zusammenhang explizit die Medienwirkungsforschung. Als viertes Beispiel für, wie er es nennt, „besonders prominente und aktuelle Beispiele zunehmender interdisziplinärer Verflechtung psychologischer Forschung“ nennt Weinert die „interdisziplinären Bemühungen auf dem Gebiet der psychomedizinischen Prävention, Intervention und Rehabilitation“, die

sich nach seiner Meinung vor allem mit den Begriffen „Medizinische Psychologie“ und „Verhaltensmedizin“ verbinden (ebd.). Provokant stellt Weinert angesichts dieses „Ausfransens“ der Wissenschaft Psychologie die Frage, ob damit „das Ende der fachlichen Einheit“ gekommen sei oder umgekehrt „eine Herausforderung mit besonderen Chancen für unsere Disziplin“. Es werde, so meint er in diesem Zusammenhang, „von der fächerübergreifenden Offenheit und von der fachlichen Kompetenz der Forschenden abhängen, ob genuin psychologische Fragestellungen, Methoden und Theorien in andere, vielleicht neue Fächer emigrieren, oder als wichtiges geistiges Kapital unserer Disziplin erhalten bleiben“ (ebd., S. 8). Als Voraussetzung für die Erhaltung eines genuin psychologischen Zugangs zu diesem interdisziplinären Diskurs sieht Weinert dabei den Methodentransfer innerhalb des Faches an. Ein derartiger „wissenschaftlich produktiver Austausch“ sei, so meint er, „ein besserer Garant und Grund für die Einheit der Psychologie als noch so elegante Definitionsversuche und noch so traditionsreiche Studiengänge“ (ebd.).

Gerade angesichts dieser sehr klaren Positionsnahme verwundert es, dass Weinert in dem daran anschließenden „kritischen Überblick“ über die Ausbildung von Psychologen (damals hieß es noch nicht: PsychologInnen) der Interdisziplinarität kaum noch Aufmerksamkeit schenkt. Forschungsorientierung, Einheitlichkeit des Diploms und konsekutiver Aufbau des Studiengangs lauten die Schlüsselforderungen der vorgetragenen Analyse. Letztendlich werden damit die Prioritäten der fachlichen Entwicklung zumindest auf der Ausbildungsebene doch wieder in einem innerfachlichen methodologischen und paradigmatischen Konsens angesetzt, d.h. in der schon eingangs beschworenen „zentripetalen“ Ausrichtung, die bereits im Rahmen des Heidelberger Kongresses von Werbik (1985) ausdrücklich kritisiert wurde. Wie immer man zu dieser Kontroverse stehen mag: Zumindest die kritische Frage muss gestellt werden, ob der innerfachliche Methodentransfer während des Studiums ausreicht, um den wissenschaftlichen Nachwuchs sattelfest in die in der Forschung geforderte Interdisziplinarität zu entlassen, oder ob Interdisziplinarität nicht auch schon in der wissenschaftlichen Grundausbildung stärker gelebt, eingeübt und nicht zuletzt gelehrt werden müsste.

Inzwischen hatten sich aber neue Konfliktfelder aufgetan. Was sich bereits in den einleitenden Passagen der Rede von Weinert abzeichnete, nämlich die wachsende Vereinnahmung psychologischer Themen durch

die Boulevardpresse und eine nicht immer sachgerechte Popularisierung psychologischer Erkenntnisse, wurde in der folgenden Rede von Klaus Foppa beim Berliner Kongress des Jahres 1988 zum Hauptthema. Gerade diese, durch die Entwicklung der Medienlandschaft bewirkte Popularisierung der Psychologie hat eigentlich schlagartig die allenfalls vorhandenen Ängste vor einem Identitätsverlust der Psychologie beseitigt, wenngleich die auf diese Weise gewonnene Identität der Psychologie, wesentlich gesteuert durch die zur Erklärung jeweils medienträchtiger Phänomene vor die Fernsehkameras gezerter PsychologInnen, in ihrer wissenschaftlichen Tragfähigkeit durchaus in Zweifel gezogen werden kann.

Gerd Lüers Referat beim Kongress 1990 in Kiel, das bewusst keine „Rede zur Lage der Psychologie“, sondern zur historischen Entwicklung der Gesellschaft sein wollte, stellte den Wandel des Selbstverständnisses der organisierten scientific community in Deutschland durch die „Abkehr von der Gesellschaft der Gelehrten“ zur „berufsständischen Vertretung“ in der NS-Zeit und die Neustrukturierung der Psychologie in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg in den Vordergrund. Gerade die hier angesprochene Rekonstruktion der Psychologie nach dem Zweiten Weltkrieg stellt natürlich innerfachliche, paradigmatische Veränderungen und Konflikte in den Vordergrund. Gleichwohl haben aber auch diese innerfachlichen Entwicklungen eine interdisziplinäre Komponente, auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Zwei Jahre später hatten die Ereignisse im Gefolge der Wiedervereinigung Deutschlands die deutsche Hochschullandschaft so grundlegend verändert, dass in der Rede von Jürgen Bredenkamp (1993) beim Kongress 1992 in Trier zwangsläufig mehr von pragmatischen Problemen bei der Herstellung der Einheit der Psychologie in Forschung und Lehre im vereinigten Deutschland zu sprechen war als von Interdisziplinarität und vom paradigmatischen Selbstverständnis des Faches.

Auch in der Rede von Urs Baumann beim Kongress 1994 in Hamburg überwogen Überlegungen zur konkreten Situation der Institute und der Studierenden, der Forschung und der Lehre (Baumann, 1995). Ungeachtet dessen wurde gerade aus der pragmatischen Sicht Baumanns das Problem der interdisziplinären Verortung des Faches aber doch wieder brisant, nämlich auf Grund unterschiedlicher Regelstudienzeiten, die man der Psychologie je nach ihrer Selbsteinschätzung als Geistes- oder Natur-

wissenschaft zubilligen wollte. Baumann weist dabei zu Recht darauf hin, dass „die Frage, ob Psychologie eine Geistes- oder Naturwissenschaft sei, (...) zu Recht in unserem Fach als veraltet“ gelte und dass sich der Vorstand daher erfolgreich um eine Lösung bemüht habe, „die der besonderen Stellung der Psychologie gerecht wurde“ (1995, S. 10). Insgesamt ortet Baumann aber „eher die Tendenz, die Psychologie formal den Geisteswissenschaften zuzurechnen“, obwohl dies „vielfach nicht dem Selbstverständnis des Faches“ entspreche, „das sich entweder als eine eigene Kategorie - Sozialwissenschaften - versteht oder von der empirischen, vielfach experimentellen Ausrichtung eine Affinität zu den Naturwissenschaften hat“ (ebd., S. 11). Dem widerspricht allerdings, dass, wie Baumann durch eine Analyse des konkreten Lehrangebotes nachweist, die Empirie zwar ein zentrales Moment des Faches darstellt, in der Vermittlung aber „zu wenig direkt realisiert wird“. Die Psychologie habe daher als Studienfach „strukturell (...) weniger Affinitäten zu den Naturwissenschaften und der Medizin und mehr Verwandtschaft zu den Geisteswissenschaften“, obwohl dies nicht ihrem Selbstverständnis entspreche.

Es mag der betont pragmatischen Ausrichtung dieser Rede zuzuschreiben sein, dass Baumann hier doch wieder auf die Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften rekurriert, obwohl er diese Unterscheidung selbst, unter Hinweis auf aktuelle Literatur aus den 80er und 90er Jahren, für obsolet erklärt hat.

Mir erscheint diese Unterscheidung schon sehr viel länger obsolet, nämlich seit dem ersten Erscheinen der Schrift „Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft“ von Heinrich Rickert im Jahr 1899 und damit noch vor dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Rickert hat darin bekanntlich in ausdrücklicher Abgrenzung von Dilthey zwischen Natur- und Kulturwissenschaften unterschieden, wobei es die ersteren „mit der wert- und sinnfreien Natur zu tun“ hätten, „die sie unter allgemeine Begriffe bringen“, während „die anderen (...) die sinnvolle und wertbezogene Natur darstellen und sich deshalb mit dem generalisierenden Verfahren der Naturwissenschaften nicht begnügen“. Dieser Umstand werde durch die Bezeichnung „Kulturwissenschaften“ „viel besser zum Ausdruck gebracht als durch das vieldeutige und daher nichtssagende Wort Geisteswissenschaften“ (Rickert 1986, 12).

Es steht dabei aber außer Zweifel, dass Rickert mit „Kulturwissenschaft“ ein erfahrungswissenschaftliches Forschungsprogramm meinte und keine spekulative oder normative Disziplin. Ein solches Verständnis schließt wiederum direkt an jener „Einheit der Psychologie“ an, die Wundt mit seiner „Doppelstrategie“ von experimentell betriebener „physiologischer Psychologie“ und „Völkerpsychologie“ im Auge hatte. Von daher wäre die Gleichsetzung von „Naturwissenschaft“ mit „Erfahrungswissenschaft“ jedenfalls zu hinterfragen.

Hans Spada setzt mit seiner Rede beim Kongress 1996 in München die pragmatische Analyse der Situation der Psychologie in Forschung und Lehre fort, verweist aber auch - unter Berufung auf die Vorschläge der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (1987) zur Forschungsförderung und anknüpfend an Weinert (1987) - explizit auf die „interdisziplinäre Verflechtung“ der Psychologie (1997, S. 13f.). Spada sieht die von Weinert 1986 aufgezeigten Tendenzen „weiter verstärkt“ und zieht daraus die Schlussfolgerung, es müssten „dezidierte Vertreter dieser Zusammenarbeit berufen werden“, die „nachweislich zur interdisziplinären Kooperation in der Lage und motiviert sind“. Eine „Gefährdung der Psychologie durch zentrifugale Kräfte interdisziplinärer Kooperation“ sieht Spada nicht, im Gegenteil:

„Die Psychologie war in ihrer Geschichte immer wieder in der Lage, durch Anstöße von außen ihr Methodenarsenal zu erweitern und ihre Konzeptbildung voranzutreiben. Wesentliche Entwicklungen der wissenschaftlichen Psychologie wären ohne den Blick über die disziplinären Grenzen nicht möglich gewesen. Die Psychologie ist hinreichend gefestigt, um ihre Rolle im Zusammenspiel mit anderen Disziplinen erfolgreich erfüllen zu können“ (Spada 1997, S. 14).

Während Manfred Amelang im Jahr 1998 vordergründig auf „ökonomische Implikationen psychologischen Handelns“ einging, aber nicht auf die Frage des Zusammenhangs von Interdisziplinarität und Einheit der Psychologie, hat Rainer Kluwe beim Kongress in Jena 2000 das Thema „Interdisziplinarität“ wieder dezidiert in den Vordergrund gestellt. Er nennt Interdisziplinarität neben Internationalisierung und Anwendungsbezug als eines von drei Merkmalen, durch die die Fortentwicklung der Psychologie nach seiner Einschätzung künftig vor allem gekennzeichnet sein wird (Kluwe 2001, S. 3). Alle drei, so fügt Kluwe hinzu, seien nicht neu, „aber sie haben heute den Status von Forderungen, d.h. es ist nicht

mehr in unser Belieben gestellt, ob wir diese Kriterien als folgenlose akademische Wunschvorstellungen auffassen". Zwar werde die Psychologie gern als Fach gesehen, das vielfältige Berührungspunkte mit anderen Disziplinen hat, aber „diese behauptete Nähe allein bedingt noch nicht interdisziplinäre Forschung und Lehre". Die in den letzten Jahrzehnten insbesondere betonte interdisziplinäre Nähe zwischen Psychologie und Naturwissenschaften will Kluwe allerdings „ausdrücklich auf sozialwissenschaftliche Forschung ausdehnen", etwa auf „eine sozialwissenschaftlich, kulturenthropologisch orientierte Psychologie, wie sie Paul Baltes (1998) gekennzeichnet hat".

Ausdrücklich stellt Kluwe auch die Frage, wieweit durch die voranschreitende Interdisziplinarität „die Einheit, die Identität des Faches verloren gehen könnte". Wie Theo Herrmann (1973), auf den er hier ausdrücklich verweist, plädiert auch Kluwe dafür, keine Zeit mit sinnlosen Abgrenzungsbemühungen zu verschwenden, sondern sich den interdisziplinären Herausforderungen in zweifacher Hinsicht zu stellen, nämlich (1.) durch Formulierung „neuer Forschungsfragen und -themen, die herkömmliche Fachgrenzen überschreiten" (und damit in Nachbardisziplinen hineinwirken), und (2.) durch das Aufgreifen klassischer Forschungsthemen der Psychologie im Blick auf neue Ergebnisse von Nachbardisziplinen und in Kooperation mit diesen. In diesem Zusammenhang sieht Kluwe „vor allem zwei miteinander zusammenhängende Wissenschaftsgebiete, die Herausforderungen für die Psychologie darstellen", nämlich die Biogenetik und die Evolutionsbiologie". Gerade die „neu gestellte Frage nach der materiellen Bedingtheit der Unterschiede menschlichen Verhaltens und Denkens und nach möglichen Effekten von Umwelterfahrungen" verlange, „dass die Befunde und Theorien der Psychologie mit Blick auf verhaltensgenetische Befunde geprüft und in interdisziplinären Forschungsprogrammen weiterentwickelt und verfeinert werden". Gerade im Hinblick auf die dafür und auch auf die Integration evolutionsbiologischer Erkenntnisse erforderlichen Voraussetzungen verweist Kluwe auf die in der Präsidentenrede Franz Weinerts (1987, S. 8) angesprochene Tatsache, dass es „von der fächerübergreifenden Offenheit und von der fachlichen Kompetenz der Forschenden abhängen" werde, „ob genuin psychologische Fragestellungen, Methoden und Theorien in andere, vielleicht neue Fächer emigrieren oder als wichtiges, geistiges Kapital unserer Disziplin erhalten bleiben". Daraus

resultiere auch, so schließt Kluwe, die Verpflichtung der Psychologie, „dafür Sorge zu tragen, dass unser wissenschaftlicher Nachwuchs so trainiert wird, dass er diese Offenheit und Kompetenz erwirbt“.

Gerade aus dieser Positionsbestimmung der Psychologie im symbolträchtigen Jahr 2000 wird sichtbar, dass eine Zukunftsperspektive der Psychologie nicht aus einer als inhaltliche Abschottung missverstandenen fachlichen „Einheit“ bestehen kann. Die Psychologie kann heute, im Zeitalter der Auflösung fachlicher Grenzen im Rahmen von projekt- und fragestellungsbezogener Forschungsprogramme, als integraler Bestandteil derartiger Projekte sehr viel mehr zur Weiterentwicklung der Wissenschaften insgesamt beitragen als in säuberlicher Abgeschlossenheit eigener Forschungsziele. Ich verweise etwa beispielhaft auf die Entwicklung der *cultural studies*, die sich als alltagskulturelles Forschungsprojekt, wiewohl vollmundig als transdisziplinäres Projekt öffentlich dargestellt, praktisch im Schoße der Literatur- und Geisteswissenschaften entwickelten, ohne von der Psychologie merkbar behelligt zu werden (Allesch, 2001). Hier läge eine Zukunftsaufgabe der Psychologie, derartige Kooperationsfelder aufzuspüren und sich aktiv als Interessentin und Kooperationspartnerin anzubieten.

Um diese Aufgabe erfüllen zu können, ist aber eine andere Art von „Einheit der Psychologie“ erforderlich, als sie Karl Bühler vor 75 Jahren vorschwebte. Gefragt ist heute sicher nicht mehr eine inhaltlich geschlossene, eine einheitliche Methodologie gleichsam als Identitätsmerkmal verteidigende Disziplin, sondern eine anpassungsfähige Humanwissenschaft, die ihre Kernkompetenz, nämlich die Zuständigkeit für mentale Prozesse, in den unterschiedlichsten Fragestellungen und Projekten der *human sciences* klar zu artikulieren und einzufordern vermag und die den unterschiedlichen Fragestellungen auch durch ein breites Methodenarsenal gerecht werden kann.

Eine Psychologie, die sich als erfahrungswissenschaftlich betriebene Humanwissenschaft begreift, die Kultur als externe Gedächtnisbildung und Gedächtnisbildung als durch die Kultur moderierten psychophysiologischen Prozess begreift (vgl. dazu etwa Lang, 1992), braucht tatsächlich keine Angst zu haben, in „zentrifugalen“ Tendenzen, die das Zusammenspiel mit anderen Disziplinen mit sich bringt, ihre Identität zu verlieren. Man muss ja nicht gleich die etwas pathetisch klingende Wundtsche Metapher der „friedensstiftenden Vermittlerin“ bemühen, aber als

„Klammerdisziplin“ zwischen den auseinanderdriftenden kulturwissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Disziplinen taugt die Psychologie allemal. In dieser Hinsicht wären die von Spada (1997, S. 13) angesprochenen, von der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (1987) ausgegebenen Kooperationsempfehlungen sogar noch auszuweiten, auch wenn sie bereits 42 Items, von der Emotionspsychologie bis zur „Gastarbeiterintegrationsforschung“, umfassen: Ich wünsche mir darüber hinaus etwa eine Zusammenarbeit mit der Ästhetik, mit der Semiotik und anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen und vielleicht auch ganz generell eine etwas stärkere Betonung der Kooperation mit Disziplinen, die nicht, wie die meisten in dieser Liste vertretenen Items, dem Grenzgebiet zwischen Psychologie und Medizin bzw. Biologie zuzurechnen sind. Ich wünsche mir weiters die Entwicklung von Forschungsprogrammen, die man vielleicht stellvertretend mit dem Desiderat charakterisieren könnte, zu einer zeitgemäßen, auch die neuropsychologischen Erkenntnisse einschließenden Interpretation von Cassirers Philosophie der symbolischen Formen zu finden. In Wagnissen dieser Art würde sich wahrscheinlich erweisen, dass „Einheit der Psychologie“ und Interdisziplinarität keine Gegensätze, sondern einander wechselseitig bedingende Forderungen sind.

Die Einheit der Psychologie ist aus heutiger Sicht wohl nicht mehr in dem Sinne herstellbar, wie sie Bühler vor Augen hatte. Die grundsätzliche Zielrichtung, die er damit markiert, nämlich jeden Versuch auszuschließen, einen bestimmten Aspekte der Psychologie, sei es nun das Verhalten, das Erleben oder auch die schöpferische Leistung „zu dem schlechthin *orthoskopischen* zu erheben“ (Bühler, 2000, S. 86), sollte uns aber doch Verpflichtung bleiben, und sie steht auch in keiner Weise im Gegensatz zur Forderung nach Interdisziplinarität. Gerade Bühlers Aspektenlehre kann immer noch als heuristisches Kategoriensystem dienen, wenn es darum geht, die Vielfalt an empirisch erforschten Tatbeständen, die die Psychologie im fließenden Übergang zu ihren Nachbardisziplinen Jahr für Jahr hervorbringt, zu einer Synopse zu vereinigen, die der Komplexität der menschlichen Lebenswirklichkeit gerecht wird. Umgekehrt wird diese Synopse nur dann diese erforderliche Komplexität erreichen, wenn sie interdisziplinäre Erfahrungen nicht als Gefahr für die eigene Fachidentität, sondern als notwendige Voraussetzung einer Humanwissenschaft ansieht.

Literatur

- Allesch, Christian G. (1999). Psychologie 2000: 75 Jahre nach der „Krise“ ? - Zentenerbetrachtungen am Leitfaden der „Krise der Psychologie“ Karl Bühlers. Referat für die 7. Fachtagung „Geschichte der Psychologie“, Berlin, 27.-29.8.1999,(unveröffentlicht);
siehe: www.sbg.ac.at/psy/people/allesch/gdps99.doc.
- Allesch, Christian (2001). Methodological Prerequisites for an Interdisciplinary concept of Cultural Studies. Paper presented at the Conference „Cultural and Cross-Cultural Psychology in the Field of Cultural Studies: Theoretical and Methodological Alternatives and Controversies“, Institute for Cultural Studies, Essen, May 17-19, 2001 (Salzburger Texte zur Kulturpsychologie 1/2001).
- Amelang, Manfred (1999). Zur Lage der Psychologie: Einzelaspekte von Ausbildung und Beruf unter besonderer Berücksichtigung der ökonomischen Implikationen psychologischen Handelns. *Psychologische Rundschau*, 50, 2-13.
- Baumann, Urs (1995). Bericht zur Lage der deutschsprachigen Psychologie 1994 - Fakten und Perspektiven. *Psychologische Rundschau*, 46, 3-17.
- Bredenkamp, Jürgen (1993). Zur Lage der Psychologie in den neuen Bundesländern. *Psychologische Rundschau*, 44, 1-10.
- Bühler, Karl (2000). Die Krise der Psychologie (1927). In K. Bühler, Werke, hrsg. v. A. Eschbach & J. Kapitzky, Bd. 4. Weilerswist: Velbrück.
- Deutsche Gesellschaft für Psychologie (1987). Vorschläge zur Forschungsförderung in Psychologie: Ergebnisse einer Umfrage. *Psychologische Rundschau*, 38, 46-49.
- Feger, Hubert (1977). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 28, 1-21.
- Foppa, Klaus (1970). Über die Angemessenheit psychologischer Beobachtungsweisen. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie*, 29, 34-40.
- Foppa, Klaus (1989). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 40, 3-9.
- Gardner, Howard (1989). Dem Denken auf der Spur (The minds new science, dt.). Stuttgart: Klett.
- Graumann, Carl F. (1973). Zur Lage der Psychologie. In G. Reinert (Hrsg.), Bericht über den 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1970 (S. 19-37). Göttingen: Hogrefe.
- Heckhausen, Heinz (1983). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 34, 1-20.

- Herrmann, Theo (1970). Der Wissenschaftsbegriff der Psychologie. In A. Diemer (Hrsg.), *Studien zur Wissenschaftstheorie*, Bd. 4 (S. 188-201). Meisenheim: Hain.
- Herrmann, Theo (1973). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 24, 3-19.
- Holzkamp, Klaus (1970). Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 1, 5-21 u. 109-141.
- Irle, Martin (1979). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 30, 1-18.
- Kluwe, Rainer H. (2001). Zur Lage der Psychologie: Perspektiven der Fortentwicklung einer erfolgreichen Wissenschaft. *Psychologische Rundschau*, 52, 1-10.
- Kornadt, Hans-Joachim (1985). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 36, 1-15.
- Lang, Alfred (1992). Kultur als "externe Seele". In C. G. Allesch, E. Billmann-Mahecha & A. Lang (Hrsg.), *Psychologische Aspekte des kulturellen Wandels* (S. 9-30). Wien: VWGÖ.
- Lüer, Gerd (1991). Psychologie im Spiegel ihrer wissenschaftlichen Gesellschaft: Historische Fakten, Entwicklungen und ihre Konsequenzen. *Psychologische Rundschau*, 42, 1-11.
- Pawlik, Kurt (1975). Zur Lage der Psychologie. In W. H. Tack (Hrsg.), *Bericht über den 29. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Salzburg 1974* (S. 3-38). Göttingen: Hogrefe.
- Rickert, Heinrich (1986). *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*. Nachdruck der 6. Aufl. Tübingen 1926. Stuttgart: Reclam.
- Roth, Erwin (1981). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 32, 1-15.
- Spada, Hans (1997). Lage und Entwicklung der Psychologie in Deutschland, Österreich und der Schweiz. *Psychologische Rundschau*, 48, 1-15.
- Thomae, Hans & Feger, Hubert (1969). *Hauptströmungen der neueren Psychologie*. Frankfurt/M.: Akademische Verlagsanstalt. (Einführung in die Psychologie, hrsg. v. C. F. Graumann, Bd. 7).
- Weinert, Franz E. (1987). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 38, 1-13.
- Werbik, Hans (1987). Existenzpsychologie. In: M. Amelang (Hrsg.), *Bericht über den 35. Kongress der DGfP, Heidelberg 1986* (S. 211-219). Göttingen: Hogrefe.
- Wundt, Wilhelm (1904). Psychologie. In R. Windelband (Hrsg.), *Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhundert*. Festschrift für Kuno Fischer, Bd. 1 (S. 1-53). Heidelberg: Winter.

Autor:

Christian G. Allesch ist ao. Univ.-Prof. am Institut für Psychologie der Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkt: Geschichte der Psychologie, Kulturpsychologie, Psychologische Ästhetik.

Anschrift:

Institut für Psychologie, Hellbrunner Straße 34, A-5020 Salzburg.

e-mail: christian.allesch@u.sbg.ac.at